

**Rede eines Absolventen zur Absolventenfeier
des Fachbereich III der Universität Trier,
am 4.12.2015 von Dr. Simon Stratmann**

Liebe Absolventinnen und Absolventen, sehr geehrte Damen und Herren,

ich habe zunächst meinem Doktorvater, Herrn Prof. Jun, herzlich zu danken. Dies gilt weniger für seine Bitte, heute diese Rede an Sie zu halten, als dafür, das Vertrauen in mich gesetzt zu haben, nach dem Magister auch die Promotion erfolgreich abzuschließen. Zu Beginn meines Studiums war nämlich niemals absehbar, dass es mal so enden würde.

Als ich das erste Mal diese Uni betrat, schlug einem Qualm aus dem A-Gebäude entgegen. Man durfte damals noch dort rauchen. Ich fand zunächst: ein wunderbarer Ort, so sollte Uni sein. Meiner Euphorie folgte aber schnell die Ernüchterung: Die erste Hausarbeit nicht bestanden. Ich mochte zwar Bücher, aber lernte erst allmählich, dass ein Studium bedeutet, sie nicht nur zu lesen, sondern in ihnen zu unterstreichen und zu unterschlängeln, Farbig zu markieren und Exzerpte anzulegen. Dass es zum Studium auch gehört, die Nervosität vor Prüfungen in den Griff zu bekommen oder für eine Klausur mehr zu lernen als für das gesamte Abitur.

Ein Studienabschluss ist ja vor allem geprägt von der Kraftanstrengung, sich mit vielen Dingen zu beschäftigen, die junge Menschen nicht unbedingt leidenschaftlich werden lassen. Hinzu tritt, besonders in der Abschlussphase, die Einsamkeit am Schreibtisch und das oftmalige Unvermögen, seinen Mitmenschen die eigenen Studienleistungen in Form und Inhalt, halbwegs begreiflich zu machen. Die Kunst besteht wohl darin, sich in diesem Meer der Disziplin, der Anforderungen und Zwänge eine Offenheit zu bewahren: für diejenigen Gebiete, Fragestellungen und Methoden, die das Interesse wecken. Eine Extra-Stunde am Schreibtisch, das gelesene Buch abseits des Semesterapparates, die aufrichtige Neugier während der Vorlesung. Wer abseits von Notengebung und Anwesenheitspflichten eine Leidenschaft für bestimmte Themen entwickelt, hat es sicherlich leichter an der Uni. Ich bin mir sicher, viele hier haben diese Erfahrung gemacht. Und die, für die das nicht gilt, möchte ich zur Suche ermutigen.

„Ein Studium? Das ist doch Freizeit mit BAföG.“ Solche und viele weitere Sprüche sind nicht sonderlich originell, aber um ein Thema geht es dabei fast immer: Uni heißt Freiheit. Irgendwo im Spannungsfeld von „Die freieste Zeit im Leben“ versus „Studis

liegen alle nur auf der faulen Haut“. Interessanterweise gibt es neben diesen Bildern auch eines, das weniger mit Freiheit und Müßiggang als mit einem Zwangscharakter verbunden wird, den das Studiensystem dem Leben gibt: Das Bild vom gehetzten Studi, der nach den Leistungspunkten jagt und auf den Notendurchschnitt starrt, der hier ein Praktikum in die Semesterferien quetscht und da noch ein Zusatzzertifikat macht. Der Studi von heute erscheint oft als gehetzt und gestresst. Und damit passt er wohl perfekt in diese Zeit. Vielleicht aber war dies nicht immer so:

Der Universitätsstandort Trier Tarforst wurde 1970 gegründet. Ich habe mir manchmal vorgestellt, wie die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ihre damals wahrscheinlich hochmodernen Büros bezogen, in einer Zeit, als es noch große Versammlungen und rote Fahnen an vielen deutschen Universitäten gab. Dann setzte etwas ein, was der Kabarettisten Marc Uwe Kling folgendermaßen beschreibt:

„Doch die Blumenkinder, wer konnte das ahnen / Gingen den Weg aller Bananen / Heute grün und morgen gelb und übermorgen schwarz“. Ob das ein Naturgesetz ist, lasse ich an dieser Stelle mal offen.

Auf die heutige Zeit bezogen habe ich den Eindruck, diese Anmerkung sei mir als ehemals hochschulpolitisch Aktiver erlaubt: Nicht erst seit der Einführung von Bachelor und Master führt der politische Teil der Studierendenschaft lediglich Abwehrgefechte gegen die Beschneidung weiterer Freiheiten. Und der große Rest richtete sich ein in einem System, dass für viele mehr Zwang bedeutet, für viele aber auch mehr Struktur.

Übrigens waren bei dieser Entwicklung die Hochschulen selbst nicht unbeteiligt. Die politisch getroffene Entscheidung, den Hochschulen weitgehende Gestaltungsfreiheit der neuen Studiengänge zu geben, führte nämlich dazu, dass in herrlichster deutscher Regelungsmanie die ausgefeiltesten Prüfungsordnungen und Curricula produziert wurden. Alleine die schiere Auswahl von fast 8000 Bachelor und einer gleichen Anzahl Masterstudiengängen in Deutschland spricht eine deutliche Sprache. Die Umgestaltung des Studiums brachte nicht an allen Stellen mehr Freiheiten, sondern oftmals mehr Bürokratie, mehr Normierung, mehr Zwänge. Nicht nur für die Lernenden, auch für die Lehrenden.

Mir sind noch eindrücklich die Debatten im Gedächtnis, die im Zuge der Einführung von Qualitätssicherungsmaßnahmen stattfanden. Da wurde Artikel 5 des Grundgesetzes zitiert (Freiheit der Wissenschaft), der alte Geist der Universität beschworen, manchmal auch eine akademische Variation des Gefühls „früher war alles besser“ gegeben. Und das kam in diesem Fall mal nicht von den Studis, sondern

von Professoren, die es nicht einsahen, sich von – aus ihrer Sicht – Amateuren ihr Handwerk zensieren zu lassen.

Ich fand diese Debatten immer großartig, denn was gibt es Schöneres, als wenn kluge, zumeist ältere Herrschaften – und viel zu wenige Damen – sich über Grundsätzliches streiten. Ich habe es aber auch für weitestgehend vergeblich gehalten: „You don't need a weather man to know which way the wind blows“ hat Bob Dylan einmal gesungen. „Du brauchst keinen Wettermann um zu wissen woher der Wind weht.“

Dieser Wind bringt dann zum Beispiel prekäre Arbeit, soziale Ungleichheit oder Sparzwänge. Ich finde, die berechtigte Kritik an diesen Phänomenen sollte nicht am Universitätseingang enden. Sie darf auch nicht den Blick dafür verstellen, dass die Hochschulen keine Sonderstellung haben können. Sie sind keine sozialen Inseln, sondern gesellschaftlich verankerte Institutionen. Warum sollten gerade sie sich dem entziehen können, was in der Gesellschaft so los ist? Auch wenn der Wind besonders kalt weht.

Eine weitere wichtige hochschulpolitische Lehre war für mich die Macht derer hinter den Kulissen dieses Betriebes. Der Gremien der Hochschule wie der Verwaltung. Schon im politikwissenschaftlichen Studium lernt man, dass die Ministerialbürokratie die eigentlichen Herrscher in den Zentren der Macht sind. Das gilt für das Bundeskanzleramt wie für eine Universität. Die Angestellten der Bürokratie sind gewissermaßen die stillen Arbeiter im Weinberg des Herren. Und für viele Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Universität Trier gilt das im wahrsten Sinne des Wortes: Es war im Jahr 2012, der Präsident hatte gerade eine Haushaltslücke von 15 Millionen Euro in den nächsten zwei Jahren verkündet und einen sofortigen Stellenbesetzungstop erlassen, da unterzeichnete er die Vereinbarung über eine Weinbergpatenschaft. Seitdem werden in der Spitzen-Lage Avelsbach Parzellen bewirtschaftet; unter Einsatz der Uni-Angestellten und so manchem Studierenden. Eine wunderbare Gelegenheit, die Mühsal der Wissenschaftswelt hinter sich zu lassen und in der wunderschönen Trierer Natur Alkohol zu produzieren. Aus hochschulpolitischer Sicht, so finde ich, eine konsequente Entscheidung. Und sie passt exzellent zu dieser Stadt.

Trier hieß für mich oft: „selber machen“. Die Auswahl professioneller Freizeitgestaltung ist in anderen Städten vielleicht größer, den Charme des Spontanen und Semiprofessionellen hat dafür Trier auf seiner Seite.

Ein Highlight meiner Studienzeit war die Veranstaltungsreihe „Dreizehn Kurze“, bei der zwei junge Soziologiestudis über Marx, Luhmann, Adorno oder Jesus philosophierten und währenddessen eine entsprechende Anzahl Schnäpse in sich reinschütteten. Ein Professor der Politischen Theorie war regelmäßig unter den Gästen dieses Spektakels – natürlich nüchtern –, und einmal kam der bekannte Soziologe Stephan Lessenich aus Jena als Gesprächspartner. Bis zum 13. Schnaps hat er es jedoch nicht gebracht. Denn auch das habe ich aus meiner Studienzeit mitnehmen dürfen: Wissenschaft ist Leistungssport. Wer eine Laufbahn im akademischen Bereich plant, sollte berücksichtigen, dass die Fortführung des Studierendenlebens unter anderen Vorzeichen wohl nur schwerlich zu haben ist.

Für den Schluss meiner Rede möchte ich nochmal ein Zitat bemühen, diesen kleinen, dankbaren Helfer der Wissenschaft. Ich möchte ihnen von einer Parabel erzählen, mit der der leider viel zu früh verstorbene US-Schriftsteller David Foster Wallace eine berühmt gewordene Rede vor Studierenden einer Elite-Universität einleitete:

„Schwimmen zwei Fische des Weges und treffen zufällig einen älteren Fisch, der in die Gegenrichtung unterwegs ist. Er nickt ihnen zu und sagt: „Morgen Jungs. Wie ist das Wasser?“ Die zwei jungen Fische schwimmen eine Weile weiter, und schließlich wirft der eine dem anderen einen Blick zu und sagt: Was zum Teufel ist Wasser?“

Der einfache Sinn dieser Parabel liegt ja darin, dass das Offensichtliche, Alltägliche und bisher Unhinterfragte in den Augen des jungen Fisches völlig rätselhaft und nicht erkennbar ist. Ich möchte deshalb zum Schluss nur noch auf Folgendes hinweisen: Der Abschluss, den wir heute feiern dürfen, bescheinigt uns formal, dass wir das sogenannte „kritische Nachdenken“ gelernt haben. Über glasklare Sachverhalte wie über ziemliche Rätsel. Was wir daraus machen, liegt in unserer eigenen Verantwortung. Wir sollten sie – auch nach und außerhalb der Universität – wahrnehmen.

Ich gratuliere Ihnen allen herzlich zu ihrem Abschluss, wünsche für die kommenden Phasen der Freiheit wie der Zwänge alles Gute und bedanke mich für Ihre Aufmerksamkeit.